

Isabel Fargo Cole

**DIE
GOLDKÜSTE**

Eine Irrfahrt

NATURKUNDEN

Prolog



Der Goldrausch,
1925

Charlie Chaplins *Goldrausch* – mein erstes Alaska-Bild, zugleich früheste Filmerinnerung. Ich war fünf oder sechs Jahre alt, meine Eltern gingen mehrmals die Woche ins Studentenkino der Cornell University und nahmen mich einfach mit. Wir hatten keinen Fernseher – meine ersten bewegten Bilder überhaupt waren diese stummen Anfänge des Kinos.

Der Film war damals 54, inzwischen ist er 98 Jahre alt. Als Chaplin ihn 1924 drehte, lag der Anfang des Klondike-Goldrauschs erst 28, das Ende des Nome-Goldrauschs knapp fünfzehn Jahre zurück. Chaplins Filmbilder, so nah am Geschehen, nahm ich als Kind für bare Münze. Die Goldfelder als Ort der Entbehrung, der Rausch des Goldes als Hungerdelirium. Der Zottelbär Mack Swain reibt sich die Augen: Sein Kumpel Charlie stakst als Huhn, ein Braten auf Beinen, durchs kahle Zimmer. Der Wind pfeift durch die Bretterkulisse. Nichts im Haus als Menschenfleisch. Charlie tischt seinen Schuh auf, goutiert Schnürsenkel und Sohle. Man beißt ins Leder und tut so als ob. Der Fußboden kippt, die Bruchbude baumelt über der Gebirgsschlucht. Solange sie nichts ahnen, schweben die Männer im häuslichen Glück – erst der Blick in den Abgrund bringt sie ins Rutschen. Sich gegenseitig auf die Schultern kletternd, den jeweils anderen in die Tiefe tretend, kraxeln sie sich in Sicherheit. Wieder einmal die Naturgesetze besiegt. Weiter spinnen, weiter fiebern, Wahnbilder des Reizentzugs. Silvester 1900:

Die drei hübschen Frauen am festlich gedeckten Tisch sind nur im Traum anwesend. Auch das Happy End – die triumphale Fahrt in den heimatlichen Hafen (Seattle? San Francisco?) – gleicht einem Traum kurz vor dem Erfrieren. Die grausame Vergangenheit löst sich flimmernd auf. Ich lache mich jedes Mal tot: Der Film ist so unglaublich, und ich weiß, dass er wahr ist.

Mein Ururopa Arva Fargo war zur Goldsuche nach Alaska abgehauen. *He ran off to the Yukon. He ran off to the Klondike.* Eine Geschichtsscherbe, hervorgekramt, ratlos zurückgelegt.

2018 feierten meine Eltern ihre Goldene Hochzeit mit einer Reise nach Alaska, dem einzigen Bundesstaat, den sie noch nicht besucht hatten. Fünfzig Ehejahre, fünfzig Bundesstaaten. Diesmal kein Roadtrip – Alaska hat kaum *roads* –, sondern ausnahmsweise *all-inclusive*. Eine Woche in einer Lodge im Denali National Park, zehn Tage auf Tierbeobachtungsfahrt in den südlichen Fjorden der Inside Passage. Arva Fargo beschäftigte meine Mutter nur am Rande. Für die Familiengeschichte war meine Tante Chris zuständig, die bis vor wenigen Jahren unweit ihrer beider Geburtsstadt Sacramento in Kalifornien lebte.

Kathy, meine Mutter, wurde 1944 als Erste geboren. Nachdem mein Opa John Arva ein Jahr später aus dem Krieg zurückgekehrt war, der ihn als Pionier quer durch Frankreich und Belgien bis nach Bremen geführt hatte, verließ er Kalifornien kaum jemals wieder. Mit meiner Oma Betty fuhr er sechzig Jahre lang nur noch nach Lake Tahoe oder zum Angeln ins Sierra-Vorgebirge. Aber meine Mutter lernte an der Stanford University meinen Vater, den Wissenschaftshistoriker aus Massachusetts, kennen, die Westküstlerin und der Ostküstler heirateten 1968 und zogen als *academic nomads* umher. 1973 kam ich zwischen den zwei Küsten in Illinois zur Welt, künftige Begleiterin ihrer Roadtrips. Seit meiner Umsiedlung nach Berlin 1995 bin ich nur mehr ein, zwei Mal im Jahr dabei – während sie 2000 von New York nach Silver City in New Mexico zogen und inzwischen um die 750 000 Kilometer zurückgelegt haben. »Dir juckt's in den Füßen«, sagt mein Vater zu meiner Mutter, »von wem hast du das denn?«

Im Amerikanischen gibt es kein Wort für »Heimat« – und selbst wenn, würden meine Eltern es nicht verwenden. Es sei denn, *Heimat* hieße *Bewe-*

gung. Nicht: *Dort, wo man herkommt*, sondern: *Dort, wo man überall hinarf*. Diesmal waren wir am Flughafen in Anchorage verabredet und unser erstes Ziel war der höchste Berg des Kontinents. In meinen Schulbüchern noch hieß er Mount McKinley. Obama gab ihm offiziell seinen alten Namen zurück: Denali.

Ende Juni 2018, E-Mail-Wechsel mit einem Bekannten, R.

Ich: *Gleich geht's nach Alaska.*

R.: *Grüß die Gletscher von mir, solange es sie noch gibt.*

Ich: *Die Reiseveranstalter arbeiten ökologisch bewusst, und ich kompensiere meinen Flug mit einer Spende an die Alaska Conservancy.*

R.: *Ich glaube sowieso nicht an voluntaristische Lösungen – die notwendigen ökonomischen, gesellschaftlichen und technologischen Veränderungen müssen auf einer übergeordneten Ebene stattfinden, unser individuelles Verhalten fällt da kaum ins Gewicht. Insofern: Lass es dir einfach gutgehen.*

Der schroff-väterliche R. ist Physiker, Mitgründer eines Umwelt-Think-Tanks in Boston (mein Vater ist ausgebildeter Chemiker), Anhänger von Bernie Sanders und Elizabeth Warren (mein Vater auch) und versteht sich als Democratic Socialist (bei solchen Etiketten steigt mein Vater aus). Mit seiner Frau verbringt R. das halbe Jahr in Berlin und besucht denselben Stammtisch politisch interessierter US-Bürger wie ich. Jedes Jahr hält er dort einen Vortrag über den Klimawandel, umreißt die mit jedem Jahr wachsenden Dimensionen der Katastrophe und die technokratischen Lösungen, die sofort flächendeckend umzusetzen wären, um ihr auch nur ansatzweise beizukommen: etwa sämtliche Häuser innerhalb von fünf Jahren wärmezudämmen oder sämtliche Flugzeuge auf Biotreibstoff umzustellen. *Geht das überhaupt?* fragen wir ihn dann. *Reicht der Isolierstoff, der Raps, der Boden für den Raps?* Gute Frage, räumt er barsch ein. Seine Aufgabe, die physikalischen Formeln auszuarbeiten, hat er erledigt. Ob aber die große Rechnung aufgeht, weiß er so wenig wie wir.

Oder: Er weiß besser als wir, wie wenig sie aufgeht. Deshalb blitzen seine Augen so gereizt, wenn wir seine theoretischen Konstrukte bloßstellen. Im Abstrakten so klar und naheliegend. In der Praxis dagegen –

Was können wir als Einzelne tun?

Die Frage bleibt nicht aus. Sie beweist, wie wenig wir verstanden haben. Er zuckt ungeduldig mit den Schultern, seine Stimme wird noch sarkastischer. Unsere Ahnungslosigkeit rührt an seinen aufgegebenen Hoffnungen. Er forscht stur weiter, erarbeitet Strategiepapiere, betreibt Lobbyarbeit. Was *wir* tun können – da ist er überfragt. Es ist nicht seine Aufgabe, Tatsachen so zu vermitteln, dass wir mit ihnen klarkommen.

Weil er nicht anders kann, ist er mir sympathisch. Weil er seine Ratlosigkeit zeigt und nicht sehen will, was sie in uns auslöst. Nach seinen Vorträgen scheint die einzig logische Handlung Selbstmord zu sein. Oder: ein großes Steak zu bestellen, in ein Flugzeug zu steigen, Whisky zu trinken, viele kleine Flugzeugfläschchen, um einzuschlafen, den Traum vergangener Jahrzehnte weiter zu träumen.



**Wasser und Eis,
Schnee und Stein**

Great circle route – seit über zwanzig Jahren führt der Weg zu meinen Eltern über den Polarkreis.

(Führt? Führte? Wird führen? 2020 wird jede Zeitform gespenstisch. Reisen fallen aus, mein Guthaben bei den Fluglinien wächst. Aufgrund der Grenzschießung vertagen wir den Sommer-Roadtrip zu Tante Chris nach Kanada. Zu meinen Eltern hätte ich noch fliegen können, aber aus Rücksichtnahme und Verzagtheit verzichten wir.)

Das Fliegen war mir schon immer unheimlich. Trotz meiner Höhenangst blicke ich im Flugzeug unberührt hinab. *Bin ich betäubt?* frage ich mich. Die Erde liegt mir zu Füßen, ein Anblick, wie sich ihn die Menschen jahrtausendlang herbeisehnten. Mir fallen die Augen dabei zu.

30. Juni 2018

Beim Flug nach Anchorage blieb es draußen hell, der Bildschirm mit der *moving map* dagegen schwarz – er war abgestürzt. Die Route musste ich in Gedanken nachzeichnen, das half, um wach zu bleiben, bis ich so weit im Norden war wie noch nie. Die Flugbahn führte längs über die Landmasse, die sie sonst nur streift: *Greenland*, grün im Ohr und weiß vor Augen. Nebel, ein kreisrunder Regenbogen fiel mit jedem Lidschlag zusammen, bis das feste Weiß des Bodens durchschimmerte. Ein kurzes Wegnicken, und das Eisschild lag unterm blauen Himmel bloß. Es schien sich am Horizont zu wölben, oder war das die Erdkrümmung? Ich kannte mich nicht mehr aus. Dunkle Flecken ließen die gleißende Fläche verschwimmen. Wolken, Wolken Schatten? Wolken auf dünn gesäten Gipfelketten. Schon übernächtigt, verstand ich die Formen nicht. Was waren das für Felsspitzen, so archipel-artig ausgestreut? Sie gingen unter oder tauchten empor.

Die Fläche, die sie durchbrechen, ist in Wirklichkeit Tiefe, die Tiefe ist Zeit: der Schnee von 100 000 Wintern.

Wir verbrennen im Flug einen 100 000 000 Jahre alten Stoff, um den unter uns liegenden 100 000 Jahre alten Stoff um einen Faktor von X aufzulösen. Als bestünde unser Zweck darin, zwischen diesen zwei Substanzen ebendiese Reaktion herbeizuführen.

Den Flug habe ich »kompensiert«: Mit 82 Euro werden durch die Pflanzung von 53 Bäumen 3,5 Tonnen CO₂ gebunden. 82 Euro, eine Kleinigkeit. Denkbar, jede Woche einmal zu fliegen – nur 4264 Euro würde ich dazuzahlen, das entspräche 2756 Bäumen oder 2,5 Hektar. Die noch aufforstbare Erdoberfläche beträgt eine Milliarde Hektar. So könnten eine Million Vielflieger noch 25 Jahre lang ihre Flüge kompensieren.

Eine American-Airlines-Serviette, vollgekritzelt mit Rechnungen, die nicht aufgehen.

Ich komme mit dem Maßstab durcheinander. Ich kann die Dinge in kein angemessenes Verhältnis setzen. Die Reise zu den Eltern. Die Reise mit ihnen, in einer endlichen Reihe von gemeinsamen Wegen. X Tonnen CO₂, Y Kubikmeter Eisschmelze. Ein Anstieg des Meeresspiegels um Z Millimeter. Ein Küstendorf, irgendwo. Einen Zusammenhang zwischen all dem zu sehen mutet wie egozentrischer Wahn an.

Meereseis, ungebrochen. Baffin Bay? Türkisblau zwischen Schneeflächen – Eis, Wasserlachen?

Die kanadische Küste, rötlich-kahle Berge im Wolkenmeer.

Gletscher, die dem Flugzeug entgegenströmen.

Felsen, zugeweht.

Meereseis mit Spalten.

Lange, nackte Bergmassive, so schneefrei wie in der Wüste New Mexicos. *Faltengürtel, Riftsysteme*, von oben erkennbar, als Kraft des Stoffes spürbar, der sich zusammenpresst und aufwirft.

(Immer wieder falle ich ins Präsens – bei einer Landschaftsbeschreibung fühlt sich das richtig an. Richtig bei den Bergen, falsch bei den Gletschern. Ausweichmanöver: Listen anlegen. Von Zeitwörtern zu Dingwörtern flüchten.)

Wasser und Eis, Schnee und Stein, Land und Meer fließen ineinander. Lange weiße Gründe: Täler oder Buchten. Weiß, ungebrochen. Weiß, übersät mit türkisblauen Pfühlen.

Spalten im Eis.

Packeis: Ein Mosaik, Türkis mit weißen Fugen.

Blaues Eis der Fjorde. Eisflüsse zerfallen in Segmente. Aufgrund der Strömung, der Gezeiten, des Windes?

Sah das schon immer so aus? Oder müsste alles weiß sein, ohne Spalt und Fuge?

»Am nördlichsten Punkt unseres Fluges befinden wir uns auf 80 Grad nördlicher Breite, nur 500 Kilometer vom Nordpol entfernt.«

Die Durchsage des Piloten schreckt mich auf. Machen Sie sich gefasst,

scheint er zu sagen. Auf das große Nichts, wo Etwas sein sollte. Offenes Wasser, wo Robert Peary 1909 seine Fahnenstange aufstellte. Im September 2012 erreichte die arktische Meereseisausdehnung das tiefste Minimum seit Beginn der Satellitenaufzeichnungen 1979. Selbst wenn die Klimaerwärmung auf zwei Grad begrenzt wird, wird der Nordpol noch vor 2050 öfter eisfrei sein.

Ich weiß Bescheid, doch wie unter Vorbehalt. Es ist, als müsste ich die Dinge erst mit eigenen Augen erblicken.

Die Eisdecke wird wieder dichter, blaugefugtes Weiß. Erleichtert schließe ich die Augen. Alles ist wie immer.

Der vertraute Weg dorthin, wo ich nicht mehr zu Hause bin: Wildnis, die ich niemals betreten werde. Ich will, dass die Menschenleere so weit wie möglich um sich greift. Zugleich halte ich nach der ersten Straße, der ersten kleinen Siedlung Ausschau. Der schwarze Faden, der sich am kargen Ufer entlangschlängelt, die paar glänzenden Dächer an der zugefrorenen Bucht stören nicht, sondern bieten einen Unterschlupf in der Landschaft. Ein, zwei Stunden noch – weiß ich sonst immer auf der Flugbahn des südlicheren Großkreises – werde ich der Straße folgen, bis eine zweite Straße hinzustößt, nach und nach sich ein Netz flicht, das Glitzern der Orte sich verdichtet, das Gewebe sich ausbreitet. Ich werde mit ihm einverstanden sein, weil es sich so beharrlich knüpft, weil ich müde bin und es in diesem Augenblick doch mein Zuhause ist.

Diesmal blieben die Straßen aus. Das Durcheinander aus Felsen und Eis wich einer langen flachen Küste, dem Grünbraun der Tundra, dann einem Bergzug, dann einer Ebene, übersät mit runden schwarzen Seen wie die Schatten der Wolken. Augen zu, Augen auf. Braune Bögen überschrieben sich auf der Ebene, ein Gewirr aus toten Flussarmen, irgendwohin hatte sich der Strom verzogen: Da, der Hauptlauf füllte das Fenster aus, die Nebenläufe verloren sich am Rande des Gesichtsfelds. Das konnte nur der Yukon sein.



Arva Fargo

He ran off to the Yukon to look for gold – lapidare Familienlegende, Witz ohne Pointe. Vielleicht finden wir eines Tages einen Scheck im Briefkasten, weil er wirklich Gold gefunden hat und wir die einzigen Erben sind!

Väterlicherseits feilten die Coles in Neuengland an einem Stammbaum, der bis zu den Pilgervätern zurückreichte. Den kalifornischen Fargos hingegen ging der Sinn für Ahnenforschung ab, obwohl sie die besten Geschichten besaßen: Arva Alphonso Fargo oder Ann Haigh Green, mutmaßliche Puffmutter in San Francisco vor dem Erdbeben 1906. Gern erzählt hat nur meine Großtante Esther. *Wir fragen Esther, wenn wir das nächste Mal zu Besuch sind*, hieß es immer, aber Kalifornien war weit. Wir schafften es selten nach Sacramento, als sie noch lebte, dabei starb sie erst 2007, 95-jährig. Zum Fragen waren wir dann doch nicht gekommen. Genealogische Gleichgültigkeit herrschte: Was verbindet uns mit den Vorfahren mehr als mit irgendwelchen anderen Toten?

Die Kalifornier seien sowieso *wahrscheinlich alles Pferdediebe gewesen* – an die Westküste habe es diejenigen gezogen, die ihre Geschichte hinter sich lassen wollten. Solche Ahnen würdigt man am besten, indem man weiter-schweigt. Schuld am Abbruch der Überlieferung – da klang doch ein gewisser Unmut durch – sei vor allem Arva, denn er hatte seine Familie sitzen lassen. In Livermore, Kalifornien, soll er mit seiner Frau Mary ein Weingut besessen haben; als er 1900 nach Alaska aufbrach, ließ er Mary mit einem Haufen Schulden zurück. Sie musste das Weingut verkaufen und starb wenig später; der Sohn, Elmore Arva, ging mit 15 arbeiten, um die Familie zu ernähren und seinen Schwestern (Edna, Lola, Amal) die Ausbildung zu finanzieren. Elmore, mein Uropa, der 1954 starb, weigerte sich Zeit seines Lebens, über seinen Vater zu reden.

Hatte Elmores Tochter Esther bei ihm nachgehakt? Tante Chris immerhin bat sie wiederholt, ihre Geschichten aufzuschreiben oder auf Band zu sprechen. Daraus ist nichts geworden. Aber nach Esthers Tod wandte sich Chris, Bibliothekarin an der University of California in Davis, den Archiven und den digitalen Stammbäumen zu.

Wir wussten nicht einmal, woher der Name Fargo stammte. Mein Opa John Arva erhielt jahrelang Werbepost von italienischen Einwanderervereinen, die vermutlich jeden anscrieben, dessen Nachname mit einem Vokal endete. Er sah sich dadurch nicht etwa veranlasst, sich mit seiner Herkunft zu beschäftigen, saß lieber Pfeife rauchend im Fernsehsessel und las Westernromane. Wir rätselten sporadisch – kamen wir vielleicht aus dem Languedoc? *Fargo* bedeutet dort *Schmiede*, hatten wir während eines Frankreich-Urlaubs erfahren.

Oder wir spannen eine Verbindung hin zu einer legendären Bank: Wells Fargo, gegründet 1852 in San Francisco. Das Postkutschenunternehmen stellte nicht nur Briefe zu, es beförderte Gold – bewachte und verwahrte Gold, kaufte es gegen Bankwechsel, verlagerte sich ganz auf Finanzdienstleistungen. Meine Eltern führen seit Jahrzehnten ein Konto bei Wells Fargo, nicht etwa aus Familiensinn; die Bank gehört schlicht zu den Marktführern. 2016 flogen dort systematische Betrügereien auf: Um strenge Vertriebsziele zu erreichen, hatten Mitarbeiter über Jahre hinweg Millionen von ahnungslosen Kunden fiktive Konten untergeschoben und dafür Gebühren einge-

strichen. Skandal, Sammelklage, gigantische Geldstrafen – Wells Fargo hat alles überstanden. Meine Eltern sind weiterhin Kunden geblieben. Woanders hinzugehen, sei sinnlos, denn die Geschäftspraktiken seien überall gleich. Bitter, den Familiennamen so beschmutzt zu sehen – der Bankgründer William Fargo erwies sich tatsächlich als Cousin zigten Grades. Chris konnte die Familie auf die hugenottischen Fargeaux zurückführen, die im 17. Jahrhundert über Wales nach Amerika auswanderten. Eine Linie brachte William hervor, eine andere Linie in der nächsten Generation: Arva.

In ihrer knappen Freizeit forschte Chris weiter, schickte alle paar Monate Mails mit Stammbaumzweigen, auf die ich mir keinen Reim machen konnte. Je weiter sich das genealogische Netz spannte, desto nichtiger schienen die paar Fakten. Sogar dann, als Chris auf einen alten Zeitungsbericht stieß, demzufolge Arva tatsächlich fündig geworden sei. Sie wollte ausführlicher berichten, aber dazwischen kamen der Job, die Familienverpflichtungen, all die Katzen und Hunde im Haus. Arvas Goldfund schwebte wenig sagend im Raum, ein Fakt, der auf gar nichts hinauslief, am wenigsten auf einen Scheck im Briefkasten. Die Geschichte blieb ein bloßer Scherz.

Erst im Dezember 2015 breitete Chris ihr Material vor mir und meiner Mutter auf dem Küchentisch in Dixon aus. Ich hatte mich mit den Eltern in San Francisco getroffen, danach durchfuhren wir das Central Valley, die weite, verschachtelte Fläche – Straßenraster, Felder, Bewässerungsgräben –, auf der sich drei Generationen Familiengeschichte abgespielt hatten. Dixon liegt kurz vor Sacramento inmitten von nüchternen Mandelplantagen. Wir fuhren zum allerletzten Mal dorthin, denn Chris und Onkel Nate waren in Rente gegangen und im Aufbruch begriffen. Nachdem sie Kalifornien jahrzehntelang kaum verlassen hatten, wollten sie nun nach Edmonton ziehen, meiner Cousine hinterher, die einen Kanadier geheiratet hatte. Wir feierten Weihnachten vor, tauschten Geschenke aus, schimpften auf die Republikaner, die Obamas Politik auf Schritt und Tritt blockierten. Chris mischte Gin Tonics und holte drei grüne Plastikboxen voller Fotos aus dem Schrank. »Ach ja, hier ist das Buch mit den Zeitungsartikeln.«

The Klondike News. The Adventures of Livermore Area Residents from 1897 to 1906 during the Alaska Gold Rush. Livermore, zwanzig Kilometer

östlich der San Francisco Bay, ist noch von Ranches und Weingütern geprägt, doch mit seinen inzwischen 90 000 Einwohnern längst ins Ballungsgebiet der Bay Area hineingewachsen. Um 1900 zählte die Ortschaft 1493 Seelen, fünfzig von ihnen zog es in die Goldfelder. *The Klondike News* sammelt deren Briefe und Berichte an die Lokalzeitung; von »A. A. Fargo« findet sich dort sogar ein Gedicht, »On the Way to Nome«. Schließlich die Schlagzeile vom 7. Dezember 1901:

A. A. Fargo zieht das große Los
Früherer Livermorer macht ein Vermögen im Nordwesten

In Seattle sei ein gewisser E. G. Gould aufgetaucht mit einem Beutel voller Goldklumpen vom Claim seines Freundes A. A. Fargo am Buck Creek, einem Abzweig des Grouse River ... bei den vielen Details, die der fachsimpelnde Herr Gould hinterherschickte, kam ich nicht mit, ich blätterte weiter, aber von A. A. Fargo brachte der *Livermore Herald* keine Meldung mehr.

Chris war schon bei anderen Zweigen der Familie angelangt, packte immer mehr Fotos aus. Schwarz-Weiß-Bilder, Bungalows im harten Licht des Valleys, Schlagschatten auf Rasen, aber auch ein Hauch Weichheit, Staub vielleicht, damals, bevor alles zugestampft wurde. Nicht Arva war wichtig, sondern die zu Hause Gebliebenen, Großeltern, Tanten, Onkel, Cousinen und Cousins, die meine Mutter und Tante noch gekannt hatten. Aber ich kannte sie kaum – zu selten war die Familie zusammengekommen. Wir hatten uns immer mehr verstreut, oder kam es mir nur so vor, weil ich mich am weitesten entfernt hatte?

Wäre uns nur das Weingut – das »Valley View« – geblieben! Unser Blick auf das Valley wäre dichterischer, umrankt von Reben wie das Bild auf dem Etikett einer Flasche Zinfandels, mit jenen inzwischen *alten Reben* wären wir im Tal verwurzelt. Zwar wären wir kaum reich geworden, müssten hart ackern, wären Risiken ausgeliefert, Wetter und Waldbränden, aber so wären wir zu echten Kaliforniern geworden. Hätte Arva nur nicht das Weite gesucht.

Von ihm war nur das Foto überliefert, das Chris auf dem Blog einer wildfremden Genealogin entdeckt hatte. Diesen A. A. Fargo, so die Unbekannte, hatte es in den Bundesstaat Washington verschlagen, wo er 1904 mit ihrer

bereits 42 Jahre alten Urgroßtante eine kinderlose Ehe einging. Sonst hatte die Genealogin nur ermitteln können, dass er zur Zeit der Volkszählung 1900 bereits eine Frau und drei Kinder in Kalifornien gehabt hatte – seine erste Frau müsse kurz danach gestorben sein. Sie habe nach deren Nachkommen geforscht, *um ihnen dieses wunderbare Foto zeigen zu können.*

Das Porträt stammt aus einem Atelier in Chico, Kalifornien, zeigt Arva also in seiner alten Heimat – mit gehetztem Blick, als wollte er gleich davonstürzen. Er ist kein junger Mann mehr. Das dunkle Haar ist zurückgekämmt, gescheitelt, der Schnurrbart überwuchert den Mund und geht in einen Vollbart über. Eine stur vorgeschobene Lippe zeichnet sich darunter ab. Der Abtrünnige in spe, zwischen Schäßigkeit und Abenteuer. Hatte er das Abenteuer für sich behalten? Denn in der neuen Familie waren keine Geschichten überliefert worden, im Blog stand kein Wort von Alaska. Und keines von dem Gold – wo war bloß das Gold geblieben?

Nach dem Besuch in Dixon postete ich Arvas Gedicht zusammen mit seinem Foto auf Facebook, großspurige Ankündigung einer Geschichte, die ich nicht kannte. Die verbissene Miene konnte ich mit dem Elan des Gedichtes in keinen Zusammenhang bringen.

*One hundred and eighty miners bold
Left San Francisco in search of gold.
Rash deeds had they done, but none were rasher
Than when they boarded the steamer, Thrasher. ...*

Unterm Flugzeug verschwand der Yukon hinter einer Wolkendecke. Vielleicht würde es durchregnen – wir würden den Denali gar nicht erst erblicken. *Mit über 6000 Metern der höchste Berg des Kontinents.* Solche Sätze hatte ich mir eingepägt; sie erweckten Gefühle von Kühnheit und Ehrgeiz, als wollte ich den Berg erobern. Aber schon die imaginierte Besteigung machte schwindelig. Einen Berggipfel will ich nur *sehen* – vom festen Boden aus, als etwas Unberührtes, was ich keinesfalls betreten könnte.

Unterm Flügel hervor glitt eine immense Störung des Wolkenfelds, ein Schaumkamm erhob sich, türmte sich an beiden Enden auf. Weiß auf Weiß, ein Ding von zarter Symmetrie: eine Schale, eine Muschel, oder ein Finger-

abdruck, der den Wolkenstoff zu beiden Seiten aufwölben ließ. Ich sah den Berg von oben.

Anflug entlang eines inselreichen Flusses, grün, braun, Bäume, Sumpf, Strom wirbelten ineinander, bis der Fluss in Schlickwatt mündete, blaubraunes Wasser verflocht blaubraunes Land, das schon Meer war, hundert Meter unter mir, oder zu meinen Füßen: flache Rinnen und Sandbänke, barfuß zu erkunden, mit flüchtigen Fußabdrücken zu verunstalten, ich kam an.

1. Juli 2018

Wir trafen uns im kleinen Terminal vor den ausgestopften Grizzlybären, nahmen ein Taxi zum Hotel, machten uns frisch. Wie immer ging mein Vater gleich ins Internet, um laut aus der *New York Times* vorzulesen.

Es ist, als hätten wir mit meinem Vater einen Nachrichtendienst abonniert. Um sechs Uhr früh schaltet sich sein Mac ein, wenig später beginnt er mit der Berichterstattung aus dem Netz, um mir und meiner Mutter mit unserem Nachrichtenkonsum zuvorzukommen. Am schlimmsten sind die Umweltmeldungen, die er – gern beim Abendbrot – mit distanzierter Dringlichkeit vorträgt. »Machen sich die Europäer schon Sorgen«, fragt er mich etwa, »weil der Golfstrom abschwächt? Damit wird Europa bald so kalt wie Kanada«.

Irgendwann ruft meine Mutter: »Und was soll *ich* jetzt dagegen tun?«

Weil sie bei solchen Unterhaltungen bald aussteigt, wendet er sich umso erwartungsvoller an mich. Schließlich beschäftige ich mich ausdrücklich mit Umweltthemen. Wenn ich zu Besuch bin, platzt er dauernd bei mir herein, um Tatsachen mitzuteilen, die mich interessieren könnten: etwa wann der Nordpol eisfrei wird, oder dass große Waldbrände eigene Gewitterwolken erzeugen, *Pyrocumulonimbus*. Aber ich weiß so wenig wie meine Mutter, wie ich darauf reagieren soll. Er eröffnet das Gespräch wie mit einem Schwall kalten Wassers. Ich stehe begossen da. Er spielt mir Fakten zu (das ist seine Stärke), als sollte ich daraus ein Gespräch knüpfen. Soll das etwa meine Stärke sein? Jedes Mal muss ich ihn enttäuschen. Es ist nie der richtige Moment für ein Gespräch über den Klimawandel.

Gemeinsam *politischen* Dampf ablassen, ist dagegen ein vertrautes Familienritual. Vor zwei Wochen hatten meine Eltern ihre Goldene Hochzeit zu zweit in einem Restaurant gefeiert. Ihr Gespräch drehte sich um die Frage, welches Jahr schlimmer gewesen sei – 1968 oder 2018. Einige Nachrichten des Junis 2018: Innerhalb von sechs Wochen wurden 2000 Kinder an der Grenze zu Mexiko von ihren Eltern getrennt; die USA zogen sich aus dem UN-Menschenrechtsrat zurück; im russischen Staatsfernsehen verkündete eine Moderatorin: »Die Krim gehört uns, Trump gehört uns!«

(2016: *Wir haben die Krim zurückgeholt, ihr müsst Alaska zurückholen*, ein Mem erstarrte zur schwarzen Marmortafel mit goldener Schrift, russisch-tatarisch, in der Stadt Jewpatorija auf der Krim. Juni 2022: *Alaska gehört uns*, Werbetafel eines Krasnojarsker Anhängerherstellers, die eine Stichelei des Staatsduma-Vorsitzenden Wjatcheslaw Wolodins aufgriff: Sollten die USA wie angedroht russisches Auslandsvermögen einfrieren, sei darauf hingewiesen, dass auch Russland etwas »zurückzufordern« habe. Augenzwinkernd spielte Wolodin auf die Möglichkeit einer Volksabstimmung in Alaska zwecks Wiederanschlusses an Russland an.)

Wir brachen zum Spaziergang auf. Die Langsamkeit, mit der die Sonne weiterrückte, linderte Weltuntergangsgedanken. Schon am nördlichen Licht spürte ich, dass Anchorage jenseits von allem mir Bekannten lag. Zugleich kam ich an wie immer: verwundert, dass die Heimat so freundlich und unschuldig wirkt. Monatelang verfolge ich die politischen Turbulenzen im Netz, die, wie es heißt, schon überall in den realen Raum übergreifen. Aber einmal angekommen, muss ich lange nach eindeutigen Zeichen suchen. (Juli 2021: Wer trägt brav eine Maske, wer ist Maskenmuffel?)

70er-Jahre-Bauten, flache Ladenzeilen, dazwischen ein paar Hotel- oder Bürotürme – Anchorage glich einer Ladung Container, abgestellt zwischen Bucht, Flussmündung und zwei Gebirgsketten. Die Straßen, breit und wenig befahren, gaben die Sicht auf die Berge frei. Motorengeknatter, ein Flieger drehte Schleifen, zeichnete einen Smiley am blauen Himmel. Am Watt des Cook Inlet warnten Schilder vor Treibsand. Glitzernde Rinnen durchbrauchen den Schlick, eine Erosionslandschaft vorm blauen Meeresarm. Am

fernen Ufer ging die Alaska Range in die Alaska Peninsula über, die in den 3000 Kilometer langen Inselbogen der Aleutenkette ausläuft.

Durch den Strandhafer staksten zwei große Vögel, rotmaskiert, rostbraun – Kanadakraniche, die wir graugefedert aus New Mexico kannten. Wenn wir in den Winterfeiertagen zu meinem Onkel Greg, dem Bruder meines Vaters, nach Santa Fe fuhren, machten wir oft Zwischenhalt in der Auenlandschaft des Rio Grande, Bosque del Apache, wo die Kraniche überwintern. Manche kommen sogar aus Sibirien angefliegen, sie versammeln sich zu Tausenden, tanzen und stoßen ihre trillernden Rufe aus.

Vor Kurzem, auf der Hinfahrt zum Flughafen in Denver, hatten meine Eltern Greg besucht: Alzheimer-Symptome seien bei ihm inzwischen unübersehbar. Und sein Kater Timothy sei gestorben.

Wir liefen landeinwärts an einem Bach und einem Teich mit Wasservögeln entlang, durch Waldstücke, in denen großblättrige Stauden wucherten. Mitte Mai war ich in Bayern gewesen, und der Flieder hatte zu blühen begonnen; wenig später blühte er in Brandenburg, nun blühte er in Anchorage.

Zurück im Hotel, breitete ich die tagsüber besorgte Alaska-Karte aus, um mir die morgige Route einzuprägen, die zwölfstündige Fahrt über Talkeetna und Denali Park nach Camp Denali. Bei noch strahlend hellem Abendlicht fielen mir die Augen zu, der Weg spulte sich weiter im Schlaf ab.

Route 3,
Alaska



Nach Talkeetna führt die Route 3, der westliche Schenkel des Fernstraßendreiecks im Bauch der Landmasse zwischen Anchorage, Fairbanks und Tok. Dieses Filetstück wirkt gegenüber den nördlichen Weiten geradezu zersiedelt: Auf der großen Karte rücken Anchorage und Fairbanks wie Nachbarorte zusammen, dazwischen der Gebirgszug der Alaska Range mit dem Denali als Hausberg beider Städte. Dabei liegen Fairbanks und Anchorage 576 Kilometer auseinander. Die Dichte des Dreiecks ist nur relativ; außerhalb von ihm gibt es kaum Straßen. Von Fairbanks zweigt Route 6 nach Circle am Yukon ab, 190 Kilometer weiter östlich. Eine dünnere Linie, eine *other road*, führt nach Norden, 800 Kilometer entlang der Trans-Alaska Pipeline bis Deadhorse am Beaufort-Meer. Drei kurze *other roads* zweigen von der Küstenstadt Nome ab, und hier und da verbinden braune Linien zwei, drei schwarze Punkte, die Ruby und Long heißen oder Dillingham und Aleknagik. Das war's dann schon. Hier sind die Gewässer die Wege, die Karte bildet ihre Fließrichtung nach Norden, Süden und Westen ab. Und neben jedem noch so kleinen Ort ist ein Flugplatz eingezeichnet, schwarze Flugzeugschatten, nach Nordwesten ausgerichtet, wie um über die Tschuktschensee abzuheben, zur Wrangel-Insel oder nach Sewernaja Semlja.

Alaska strebt nach Westen in den Osten. Zwischen zwei der Aleuten, der Großen und der Kleinen Diomedes-Insel, die vier Kilometer auseinanderliegen, verläuft die internationale Datumsgrenze. Mit der Großen Diomedes-Insel fängt der morgige Tag und der *Dalnewostotschny okrug*, der Ferne Osten Russlands, an.

Ich bin nach Berlin gegangen, weil es mich in den Osten zog: Ostberlin, Russland. 1996 fuhr ich mit einer Freundin bis nach Wladiwostok. Die hügelige Hafenstadt am Goldenen Horn erinnerte an San Francisco, und weit hinterm Horizont lag die heimatliche *West Coast*. Es war, als stünde ich vor der Rückkehr nach Hause, die schon immer im Osten zu liegen schien.

Isabel Fargo Cole wurde 1973 in Illinois, USA, geboren und wuchs in New York City auf. Seit 1995 lebt sie als Übersetzerin (u. a. von Wolfgang Hilbig, Franz Fühmann, Adalbert Stifter) und Autorin in Berlin. Ihr Romandebüt *Die grüne Grenze* (2017) wurde 2018 für den Preis der Leipziger Buchmesse nominiert; zuletzt erschien der Roman *Das Gift der Biene* (2019).

NATURKUNDEN № 88
Erste Auflage Berlin 2022

NATURKUNDEN
herausgegeben von Judith Schalansky
erscheinen bei Matthes & Seitz Berlin
ermöglicht durch Jan Szlovak, Hamburg

Copyright © 2022
MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH
Göhrener Straße 7, 10437 Berlin, info@matthes-seitz-berlin.de
Alle Rechte vorbehalten.
Printed in Germany.

EINBAND, TYPOGRAFIE Pauline Altmann, Berlin
durchgesehen von Judith Schalansky
SCHRIFT Miller von Matthew Carter / Font Bureau, Ziggurat Black von
Hoefler Type Foundry, Sax von Coen Hofmann
HERSTELLUNG Hermann Zanier, Berlin
PAPIER 90 g/qm Schleipen Fly 05 spezialweiß, 1,2-faches Volumen
DRUCK, BINDUNG Pustet, Regensburg

ISBN 978-3-7518-0217-8

www.naturkunden.de
www.matthes-seitz-berlin.de